

Rolf Zerfaß

Engagement in  
Babel

Eine adventliche  
Besinnung zu  
Jeremias 29,1.4-14

1 »Dies ist der Wortlaut des Briefes, den der Prophet Jeremias von Jerusalem aus an den Rest der Ältesten unter den Verbannten sandte, und an die Priester und Propheten und an alles Volk, das Nebukadnezar von Jerusalem nach Babel in die Verbannung geführt hatte.

4 So spricht der Herr der Heerscharen, der Gott Israels, zu allen Verbannten, die von Jerusalem nach Babel in die Verbannung geschickt worden sind:

5 Baut Häuser und wohnt darin;

pflanzt Gärten und eßt ihre Frucht;

6 nehmt euch Frauen und zeugt Söhne und Töchter;

werbt um Frauen für eure Söhne und gebt eure Töchter Männern,

damit sie Söhne und Töchter gebären,

daß ihr euch dort mehret und nicht weniger werdet!

7 Suchet das Wohl des Landes, in das ich euch verbannt habe,

und betet für es zum Herrn;

denn sein Wohl ist auch euer Wohl.

8 So spricht der Herr der Heerscharen, der Gott Israels: Laßt euch nicht verführen von den Propheten, die unter euch sind,

und von eueren Wahrsagern;

hört auch nicht auf die Träume, die sie träumen;

9 denn sie weissagen euch Lügen in meinem Namen.

Ich habe sie nicht gesandt, spricht der Herr.

10 Denn so spricht der Herr:

Erst wenn siebzig Jahre für Babel um sind, will ich nach euch sehen.

Dann will ich meine Verheißung an euch erfüllen und euch wieder an diesen Ort bringen.

11 Denn ich weiß, was für Gedanken ich über euch hege, spricht der Herr,

Gedanken zum Heil und nicht zum Unheil, euch Zukunft und Hoffnung zu geben.

12 Wenn ihr mich ruft, so will ich euch antworten; wenn ihr zu mir betet, will ich auf euch hören.

13 Wenn ihr mich sucht, so sollt ihr mich finden; wenn ihr nach mir fragt von ganzem Herzen,

14 so werde ich mich von euch finden lassen, spricht der Herr.

Ich werde euer Geschick wenden

und euch sammeln aus allen Völkern

und von allen Orten, dahin ich euch verstoßen habe, spricht der Herr.«<sup>1</sup>

Schwerlich hat sich je eine Generation so viele Gedanken um die Zukunft gemacht wie die unsere – wenn man unter Gedanken mehr verstehen darf als dumpfe Ahnungen und Ängste. Schwerlich hat man sich auch seitens der

Christen je so viel Mühe gegeben, »jedermann Rechenschaft zu geben von der Hoffnung« (1 Petr 3, 15), also von den Chancen, die die Christen der Menschheit geben und innerhalb der künftigen Menschheit auch sich selbst.<sup>2</sup>

In diesem Anliegen treffen sich heute die entlegensten historischen oder exegetischen Einzeluntersuchungen mit soziologischer Feldforschung im Auftrag der Kirche; hierhin gehört die neue Konzeption der Pastoral, hierhin gehören die strukturellen und personellen Änderungen im Generalstab der Kirche und schließlich auch der Entwurf eines neuen Leitbildes, in das sich alle zukunfts-trächtigen Ansätze im Leben der heutigen Kirche integrieren sollen: das Motiv von der Kirche als dem wandernden Volk Gottes.

## I. Unterwegs – wohin?

Was leistet dieses Bild? Es bringt zunächst sehr einfach und eindringlich zu Bewußtsein, daß die Kirche keine statische Größe ist, keine Bastion, kein Pferch, in dem man überwintern könnte, während draußen die Weltgeschichte ihren Gang geht. Vielmehr ist die Kirche selber ›in Gang‹, unterwegs auf dem Weg der einen, unteilbaren Weltgeschichte, und deshalb ändern sich ständig die Perspektiven, deshalb muß jeder, der da mitgeht, gefaßt sein, ständig Neuem zu begegnen und von Altem, Liebgewordenem Abschied zu nehmen.

Aber in der Einfachheit des Bildes liegt auch seine Gefahr. Solange man nämlich damit beschäftigt ist, das neue Kirchenkonzept überhaupt erst einmal unter die Leute zu bringen, mag es naheliegen, vor allem das Dynamische, Optimistische daran herauszustellen, den ›Horizont des Gelobten Landes‹ aufleuchten zu lassen, der sich mit dem Begriff des Volkes Gottes unterwegs verbindet. Man sollte sich deswegen aber nicht bereits von der Frage entbunden fühlen, ob denn dieses schöne, hoffnungsvolle und deshalb gewiß auch recht nützliche Bild überhaupt berechtigt sei. In der auffälligen Reserve des Kirchenvolkes gegenüber dem neuen Kirchenbegriff<sup>3</sup> könnte sich ja auch der Verdacht anmelden, ›Kirche unterwegs‹ sei vielleicht nur ein Wunschbild, von cleveren Hirten an den Horizont der Zukunft projiziert, um die kleine Herde geschickt von der unbewältigten Gegenwart abzulenken.

Eine Antwort ist nur von der Schrift her zu erwarten. Aber wo soll man die Bibel aufschlagen?

---

<sup>2</sup> »Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi!« Mit dieser Solidaritätserklärung beginnt die Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils über die Kirche in der Welt von heute; zeitliche und ewige, weltliche und christliche Hoffnung sind seit Christi Menschwerdung nicht mehr trennbar.

<sup>3</sup> Vgl. C. AMERY, *Fragen an Kirche und Welt*, Hamburg 1967, 42.

Das Buch Exodus, das den Weg des Volkes Israel durch die Wüste schildert, kommt schwerlich in Frage. Das Volk Israel hatte nämlich, als es durch die Wüste zog, die Landnahme noch vor sich; die Konsolidierung der zwölf Stämme zum heiligen Volk, der Bau der Stadt Jerusalem und des Tempels stand noch aus, darauf ging das Volk erst zu. Und darin unterscheiden wir uns doch wohl von ihm, denn das alles haben wir als Kirche des 20. Jahrhunderts hinter uns, weil wir das Mittelalter hinter uns haben. Was war das Mittelalter anders als der gigantische Versuch, im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, in der Verklammerung von Papst und Kaiser, Kirche und Gesellschaft die theokratische Idee Israels auf Weltebene zu wiederholen, das Reich Gottes auf Erden – mit dem prophetischen Elan und der religiösen Glut, aber auch mit allen Gewaltsamkeiten, die ein solcher Versuch an sich haben mußte. Bernhard von Clairvaux, der Mystiker, darf ja nicht getrennt werden von den Söldnerheeren, die er zum Heiligen Krieg zusammengetrommelt hat und deren Greuel weder die Mohammedaner noch die Kirchen des Ostens bis zur Stunde vergessen können; Thomas von Aquin darf nicht getrennt werden von der perfekten Inquisition, mit der seine Ordensbrüder versuchten, das Terrain Gottes für Gott unter Kontrolle zu bekommen. Als Kirche des zweiten Jahrtausends, die auf das alles verwirrt und beschämt zurückschaut, müssen wir bekennen: der Versuch des Mittelalters, noch einmal die Stadt Gottes zu bauen, ist gescheitert; die Mauern sind geschleift. Dorthin führt unser Weg nicht. Von dort kommen wir her. Jerusalem, die feste Stadt, wird es nie mehr geben. Wenn wir uns also überhaupt als ›Volk Gottes unterwegs‹ verstehen wollen – mit der Schrift und nicht gegen sie – dann bleibt als Modell nur das Volk Gottes unterwegs nach Babylon, ins Exil, in die Zerstreung. Wir haben als nachmittelalterliche Kirche nicht mehr das Recht, uns mit Israel zu identifizieren, »als es jung war und Gott es lieb gewann« (Os 11,1), sondern, wenn überhaupt, dann müssen wir die Geschichte des Volkes Gottes so ernst nehmen, daß wir auch den Weg, der hinter uns liegt, veranschlagen<sup>4</sup> und uns als das Israel betrachten, das alt und schwierig geworden ist und das Gott deshalb »auf den Backen schlägt« (Os 11,4), dem er wieder ›Beine machen‹ muß, das er aus seinem Nest herauscheucht in die Wüste, in die Diaspora, unter die Heiden. Kirche unterwegs in die Minorität – das ist die eigentliche Parallele. Das ist das Modell, mit dem wir uns auseinandersetzen und an dem wir unsere Chancen für die Zukunft ausrechnen müssen.

---

<sup>4</sup> Was anders als die Geschichte in ihrem irreversiblen Nacheinander ist gemeint mit dem Bildwort vom ›Weg‹?

## II. Die Vorgeschichte

Welche näheren Parallelen gibt es zwischen dem Volk der Juden auf dem Weg ins Exil<sup>5</sup> und der Kirche heute? Diese Frage muß wohl noch zunächst gestellt werden, damit die Basis nicht zu schmal bleibt.

Da ist zunächst die Ambivalenz der Vorgeschichte damals und heute. Das Exil der Juden hat ja zwei Gesichter. Profangeschichtlich betrachtet war es gar nicht vermeidbar. Allein aufgrund seiner geographischen Lage mußte das kleine Israel irgendwann zwischen die Mühlsteine geraten, d. h. mit Ägypten im Süden oder mit Assyrien bzw. Babylon im Norden in Konflikt kommen. Aber dieses anscheinend unvermeidbare Geschick hat Israel mit großer Sicherheit als eine Strafe Gottes aufgefaßt. Es sah einen Kausalzusammenhang zwischen der Verschleppung in die Fremde und seinen früheren ›Sünden‹.

Für den Glaubenden trägt auch die Situation der heutigen Kirche dieses Doppelgesicht. Einerseits ist der Säkularisierungsprozeß, der uns überrollt hat und unsere Reihen dezimiert, offensichtlich in gesellschaftlichen, politischen, ökonomischen Strukturveränderungen unserer Welt begründet. Die Industrialisierung, der Trend zur Demokratie, die Entwicklung zur Konsumgesellschaft sind ebenso wertneutrale wie unaufhaltsame Prozesse. Es ist schon mehrfach darauf hingewiesen worden, daß auch der moderne Massenatheismus einerseits in diese Linie gehört. Auf der anderen Seite hat er Züge, die ganz unbestreitbar von der Christenheit ver›schuldet‹ sind und in denen nun ihre früheren Sünden über ihr eigenes Haupt kommen.

Man denke nur »an die Auswirkungen des konfessionellen Zwiespalts, der es für das Abendland zu einer Lebensnotwendigkeit machte, einen weiten Lebensbereich der Toleranz und neutralen Koexistenz von dem Streit um den Glauben freizuhalten, damit aber schrittweise alle Lebensgebiete außer der Religion selbst: die Politik, das Recht, die Sittlichkeit, die Wissenschaft aus der Vorherrschaft des christlichen und nun konfessionell gewordenen und darum nicht mehr allgemeinverbindlichen Wahrheitsanspruches zu emanzipieren«<sup>6</sup>. Die Spaltung der Kirche in eine westliche und eine östliche und die Spaltung

<sup>5</sup> Gewöhnlich versteht man unter dem ›Exil‹ nur die Gefangenschaft des Südreiches Juda (Zentrum Jerusalem) in Babylon, die mit den Deportationen des Jahres 605 v. Chr. beginnt und mit der Erlaubnis zur Heimkehr 538 endet (die Heimkehr selbst erfolgt schubweise in einem Zeitraum von mehr als hundert Jahren). Im weiteren Sinn des Wortes gehört auch die Verschleppung der Bevölkerung des Nordreiches Israel (Zentrum Samaria) nach Assyrien dazu, die bereits 722 erfolgte und der Vernichtung des Nordreiches gleichkam. Die Spaltung des unter David und Salomon vereinigten Volkes Israel in ein Nord- und Südreich datiert bereits seit dem Tod Salomons 926 v. Chr.

<sup>6</sup> G. EBELING, *Das Wesen des christlichen Glaubens*, Hamburg 1964, 75.

der westlichen Kirche sind also eine der inneren Voraussetzungen für den Auflösungsprozeß, in dem wir heute *alle* stehen, Katholiken, orthodoxe und evangelische Christen. Ist es Zufall, daß auch in der Geschichte des Judentums die Spaltung des Jahre 925 v. Chr. in ein Nordreich Israel und ein Südreich Juda der Exilierung vorausgeht? Blättert man im Blick auf die Kirchengeschichte das Buch der Kleinen Propheten durch, die die Exilskatastrophe ansagen, so gewinnen ihre Worte eine erschreckende Transparenz.

Das Exil kam als Abkühlung für ein Volk, das »überhitzt war wie ein Backofen«, sagt Osee (7,7) angesichts der internen Streitereien, der Intrigen und Dynastiekämpfe im Volk, die an das späte Mittelalter erinnern. Das Volk ist »wie ein Kuchen geworden, den man umzuwenden vergessen hat« (7,8), also: nicht durchgebacken, auf der Oberseite noch nicht gar, während die Unterseite bereits verkohlt ist – ungenießbar vor Einseitigkeit! War nicht eben solche Einseitigkeit am Werk, wenn bei uns das Kirchenrecht die Seelsorge, der Thomismus die Theologie, das Latein den Gottesdienst auf die Dauer und für die Mehrheit »ungenießbar« gemacht hat? Oder man denke an die Einseitigkeit theologischer Argumentationen gegenüber so komplexen gesellschaftlichen Problemen wie Geburtenkontrolle oder Bildungspolitik.

Osee spricht von »der dummen Taube, einfältig und ohne Verstand« (7,11), die kopflos und konzeptionslos hin- und herflattert zwischen Ägypten und Assyrien, »aber während sie noch hingehen, spanne ich mein Netz über sie aus und hole sie herunter wie die Vögel des Himmels« (7,11) – eine Drohung, die sich unerbittlich an der Kirche wiederholt hat, sooft sie zu paktieren versuchte und gleichgültig mit wem: ob mit den spanischen Militärs im Dreißigjährigen Krieg oder mit dem französischen Adel des »ancien régime«, ob mit dem kapitalkräftigen Bürgertum des 19. Jahrhunderts oder mit dem Großgrundbesitz Ungarns und Lateinamerikas bis in unsere Generation, ganz zu schweigen von dem Fiasko der Missionsarbeit durch die Verquickung mit den Kolonisationsmächten.

Oder denken wir an die ewige Versuchung der Kirche, im Namen Gottes Ansprüche im weltlichen Bereich zu erheben (bis zur Zwei-Schwerter-Theorie Bonifaz' VIII.); bei Osee heißt es: »Sie haben Könige eingesetzt ohne meinen Willen, sich Fürsten erwählt ohne mein Wissen. In Zukunft werden sie ein wenig aufhören, Könige und Fürsten zu salben ...« (8,4.10). Wahrhaftig, das hat ein wenig nachgelassen.

»Und Ephraim hat sich viele Altäre gemacht«, sagt der Prophet, »Schlachtopfer lieben sie ..., doch dem Herrn gefällt das nicht« (8,13). Hat der Herr sich, so fragt man nachdenklich, inzwischen – in der Kirche Christi – doch

noch an den Aufwand an Menschen und Material gewöhnt, der in den kultischen Betrieb investiert wird?<sup>7</sup> Oder ist dieser Aufwand nur möglich geworden, weil man in der Kirche Christi Propheten wie Jeremias, Osee und Amos nicht zu Wort kommen ließ?<sup>8</sup>

Osee sagt: »Israel hat seines Schöpfers vergessen und sich Tempel gebaut und Juda hat viele feste Städte gemacht. So will ich denn Feuer senden in seine Städte; das soll ihre Paläste verzehren« (8, 14). Solange baut man also schon gottvergessen Gotteshäuser. »Was sind denn die Kirchen noch, wenn sie nicht die Grüfte und Grabmäler Gottes sind?« fragt der *tolle Mensch* Nietzsches<sup>9</sup>; alte christliche Länder wie Burgund oder Österreich sind voll solcher Grabmäler, und die Touristen hängen sich eine Weste um, weil sie wissen, daß man in den Kreuzgängen fröstelt.

»Sie sind wie ein Bogen geworden, auf den kein Verlaß mehr ist« (7, 16), »unter den Völkern wie ein unbrauchbares Gefäß, an dem niemand mehr Interesse hat« (8, 8). Alt ist Gottes Volk geworden, »seine Haare sind schon grau geworden«, jeder sieht es, nur es selber »merkt es nicht« (8, 9), weil es die Hypothek der Geschichte verleugnet, die auf ihm lastet, und so tut, als sei das alles nicht gewesen<sup>10</sup>.

Es gibt eine chassidische Geschichte, die erzählt, mitten im Lehrvortrag habe ein Rabbi geseufzt und gesagt:

<sup>7</sup> Vgl. Am 5, 21–24: »Ich hasse, ich verachte eure Feiertage und eure Feste stinken mir. Denn wenn ihr mir Brandopfer darbringt – an euren Gaben habe ich kein Gefallen und das Opfer eurer Mastkälber sehe ich nicht einmal an. Weg mit dem Lärm deiner Lieder; das Spiel deiner Harfen kann ich nicht mehr hören! Rauschte statt dessen wie das Wasser Gerechtigkeit auf, Wahrhaftigkeit wie die Flut unverriegelter Bäche!« Dieses Wort stellt ein evangelischer Soziologe seiner Untersuchung über das Verhältnis der Kirche zur amerikanischen Gesellschaft voran: vgl. P. L. BERGER, *The Noise of Solemn Assemblies*, dt: *Kirche ohne Auftrag*, Stuttgart 1962.

<sup>8</sup> Wir entrüsten uns katholischerseits gern darüber, daß die evangelische Christenheit seit Luthers Urteil über den Jakobusbrief einen ›Kanon im Kanon‹ aufgerichtet, d. h. innerhalb der Heiligen Schrift eine unzulässige Auswahl getroffen habe. Vielleicht wird uns erst die neue Perikopenordnung zum Bewußtsein bringen, welche ein gefährlicher ›Kanon im Kanon‹ aufgrund der bisherigen Leseordnung in Messe und Offizium auch von uns jahrhundertlang praktiziert worden ist. Bedenkt man, wie häufig die Reihe der Großen und Kleinen Propheten im Schnitzwerk mittelalterlicher Chorstallien erscheint, während vom Leseputz desselben Chorgestühls aus Jahr für Jahr jeweils nur das *Initium* der meisten prophetischen Bücher des AT zu Wort kam, muß man geradezu einen Verdrängungsmechanismus vermuten: Die Propheten bleiben stumm, damit man sich in ihrer Nähe wohl fühlen kann; sie kommen optisch so schön zur Geltung, daß man auf ihr Wort verzichten zu können glaubt.

<sup>9</sup> Zitiert bei G. EBELING, a. a. O. 73.

<sup>10</sup> Eine bekannte Alterserscheinung ist das schlechte Gedächtnis. Hängt es also mit dem Alter zusammen, daß von kirchlicher Seite so schnell versichert wird, die Kirche sei »immer schon« für den Arbeiter, für die Religionsfreiheit und für den Frieden, sie sei »immer schon« tolerant, pluralistisch und ökumenisch gewesen?

»Ein Wort unserer Weisen peinigt mich bis ins Gebein und nimmt mir noch das Leben. Es heißt: ›Wer das alles sieht und keine Scham empfindet, dessen Väter haben nicht am Berg Sinai gestanden.‹ Nun denn, wo ist die Scham?«<sup>11</sup>

Vielleicht macht diese Geschichte besser als viele Worte deutlich, welchen Sinn es hat, die Geschichte eines Osee in ihrer prägnanten Vor-Bildlichkeit für das Volk Gottes post Christum zu bedenken. Es steht uns nicht zu, diese Bilder zu beschwören, um über die Taten unserer Väter zu Gericht zu sitzen. Vielmehr gilt, was Paulus im Römerbrief der christlichen Gemeinde sagt: »Alles, was vormals geschrieben worden ist, wurde zu unserer Belehrung geschrieben, damit wir durch den Trost der Schriften Hoffnung haben« (Röm 15,4).

Zunächst also zu unserer Belehrung, die wir die Sünden, Umwege und Fehlschlüsse unserer Väter nachexerzieren, ohne zu merken, was es geschlagen hat. Darin liegt ja die letzte und vielleicht gefährlichste Unheilsparallele, daß sich so wenig eindeutig oder allgemeingültig sagen läßt, wie die konkrete Gegenwartssituation von Gott her aussieht, wie ›reif‹ eine Generation ist für das Gericht<sup>12</sup>. Wir denken zu wenig darüber nach, was es bedeutet, daß sich auch das Exil nicht an einem Tag ereignet hat, sondern, grob gesprochen, in einem Zeitraum von zweihundert Jahren. Das Nordreich war längst von den Assyrern vernichtet, da hat man in Juda noch gedacht: uns kann das nicht passieren! Genauso kann man etwa in Deutschland noch den Eindruck haben, die Dinge seien einigermaßen im Lot, während im Nachbarland Frankreich bereits seit hundertfünfzig Jahren Exilssituation herrscht.<sup>13</sup> Und innerhalb Deutschlands existieren in vielen Diözesen auf dem Land die sogenannten gesunden Verhältnisse der Volkskirche neben der vollendeten Diaspora in den Industriestädten des gleichen Bistums. Es gehört also zum Erscheinungsbild des Weges ins Exil, daß man ihn in kleinen Gruppen gehen muß, daß die Zeichen der Zeit, die Symptome dieses fundamentalen Umwandlungsprozesses weder von allen gleichzeitig erkannt noch in ihrer Tragweite gleich beurteilt werden.

<sup>11</sup> M. BUBER, *Die Erzählungen der Chassidim*, Manessebibliothek Zürich 1949, 827.

<sup>12</sup> Vgl. dazu das tiefsinnige Gesicht bei Am 8,1f: »Solches lieb Gott der Herr mich schauen: siehe, da war ein Korb mit Obst. Und er sprach: ›Was siehst du, Amos?‹ Ich antwortete: ›Einen Korb mit Obst, reif zur Ernte!‹ Da sagte der Herr zu mir: ›Reif zum Ende ist mein Volk Israel; ich will ihm nicht länger vergeben.‹«

<sup>13</sup> Dieser Unterschied macht es u. a. schwer, in den nachkonziliaren Kommissionen auf einen gemeinsamen Nenner zu kommen. Bezeichnend ist die Redensart französischer Liturgiker: »Nous avons tourné la page«, »wir haben bereits ein neues Blatt aufgeschlagen«, d. h. unsere Reformvorstellungen gehen vom Nullpunkt einer absoluten Entchristlichung, eines totalen Verlustes der Tradition aus.

Und eben deshalb ist ein Modell wie das des jüdischen Exils so wichtig »zu unserer Belehrung«.

Aber auch, »damit wir durch den Trost der Schriften Hoffnung haben«. Solche Hoffnung kann mit sehr nüchternen Überlegungen ihren Anfang nehmen.

### III. Wie kann man überleben?

Wenn es stimmt, daß wir eine Kirche auf dem Weg in die Diaspora sind, dann müssen wir uns darüber Gedanken machen, wie wir in dieser Diaspora unter den neuen Heiden überleben. Nach dem Zeugnis von Jeremias 29, 1.4 bis 14, das wir unsern Überlegungen vorangestellt haben, gab es unter den Exilierten des Jahres 595 zwei Theorien, wie man überleben könne.

Die erste Theorie sagte: Sich einigeln! Untereinander fest zusammenhalten – keine Kontakte nach draußen! Die so sagen, haben das Schicksal des Nordreiches vor Augen, das sich im Exil bei den Assyern spurlos aufgelöst hat<sup>14</sup>. Sie sind die Vorfahren der Männer, die heute vor einer dilettantischen ›Öffnung zur Welt‹ warnen – nicht weil sie borniert sind, sondern u. a. weil sie um den ungeheuren Blutverlust wissen, mit dem etwa die Kirchen der Reformation seit der Aufklärung ihren Dialog mit der Neuzeit bezahlt haben. Dennoch verwirft Jeremias diese Theorie in seinem Brief an die Exilierten und stellt ihr eine andere entgegen, die sagt: Öffnung, Kontakt suchen, sich arrangieren mit den Menschen, sich einlassen mit der Welt, so wie sie ist: »Baut Häuser und pflanzt Gärten an«, d. h. laßt euch nieder in dem fremden Land, »zeugt Kinder und sucht Männer für eure Töchter und Frauen für eure Söhne, damit ihr nicht weniger werdet. Und suchet das Wohl des Landes, in das ich euch verstoßen habe und betet für es zum Herrn; denn sein Wohl ist auch euer Wohl« (Jer 29, 5–7). Wie abwegig, ja wie demoralisierend dieser Ratschlag des Jeremias auf die geistige Führungsschicht der Exilierten gewirkt haben mag, kann man sich nur auf dem Hintergrund der Psalmen klarmachen, die die Trauer und Verstörtheit der ersten Exilsjahre und den leidenschaftlichen Durchhaltewillen der Verschleppten spiegeln.<sup>15</sup> Wie soll man ein Haus bauen und einen Garten anlegen, wenn man von vornherein weiß, daß der Boden gar nicht tragen kann, weil der Segen der Verheißung nicht auf ihm liegt? »Wie sollen wir singen des Herren Lied in einem fremden Land?«<sup>16</sup> Wie soll man sich – so hieße die Frage in die Gegenwart gewendet – als Christ mit einer pluralistischen Gesellschaft arrangieren, die keine absoluten Werte anerkennt? Gilt nur mehr die »Kon-

<sup>14</sup> Aus dem assyrischen Exil ist niemand in das Nordreich zurückgekehrt. Deshalb bildet sich im Gebiet um die ehemalige Hauptstadt Samaria aus zurückgebliebenen Israeliten und neu angesiedelten Kolonisten das Mischvolk der Samaritaner, deren synkretistischen Glauben die Juden zur Zeit Jesu verachten.

<sup>15</sup> Ps 41; 43; 55; 59; 73; 128; 136 u. a.



version zur Welt«<sup>17</sup> und nicht mehr Pauli Wort, daß wir als Christen prinzipiell Fremdlinge, also gewissermaßen Gastarbeiter und Staatenlose sind in dieser Welt, weil wir »unser Bürgerrecht in den Himmeln haben« (Phil 3,20)? Wie kann Gott selber zum Engagement in Babel aufrufen, wenn andererseits bis in die Apokalypse des Neuen Testaments hinein (und also auch für die Kirche bis zur Wiederkunft Christi gültig) »die große Hure Babylon« als das Symbol aller gottverlassenen Weltlichkeit verstanden wird?

Es lohnt sich, auf die Begründung zu achten, die Jeremias seinem Rat beigt.

Erstens meint er, die Situation sei viel ernster, als die Vertreter der Ghettopolitik wahrhaben wollen. Denn »so spricht der Herr: erst wenn siebenzig Jahre für Babel um sind, will ich wieder nach euch sehen« (V.10). Siebzig Jahre – das sind drei Generationen! Das bedeutet: keiner wird lebend nach Israel zurückkehren; alle werden im fremden Land sterben! Es sieht also die Situation zu harmlos, wer sagt: Die Kirche hat schon so viele Dinge überstanden, sie wird auch dies überstehen. Reißen wir uns nur ein wenig zusammen, auch das geht vorüber! Jeremias erklärt: Die das sagen, sind Träumer und täuschen sich und euch (V.8f). Dieses Gericht Gottes werdet ihr nicht mit aufgeschnalltem Gepäck überstehen; ihr müßt euch auf eine Zeit einrichten, die ihr taktisch nicht mehr übersehen könnt. Ihr müßt endlich aufhören, euch auf eure altbewährten Manöver zu verlassen. Ihr müßt endlich anfangen, euch auf Gott zu verlassen. Und ihr könnt das auch.

Denn – und damit kommt der zweite, der eigentlich tragende Grund zum Vorschein – so spricht der Herr: »Ich weiß, welche Gedanken ich über euch hege, Gedanken zum Heil und nicht zum Unheil, euch Zukunft und Hoffnung zu geben« (V.11). Nicht also, weil der Dialog mit der Welt eine so harmlose Sache ist, kann sich die Kirche mit der Welt einlassen, sondern weil Gott weiß, was er will und weshalb er diese für uns unübersehbare Situation über uns verhängt hat. Weil Gottes Gedanken, hoch über unseren Gedanken (Is 55,8f), unbeirrbar auf das Heil gehen, ist es unwichtig, ob wir als Kirche in der Mehrheit oder in

---

<sup>16</sup> Ps 136:

»Wir saßen an Babels Flüssen  
und weinten, wenn unsere Gedanken nach Sion gingen.  
An den Weiden in jenem Land  
hängten wir unsere Harfen auf.  
Denn Lieder verlangten dort von uns,  
die uns davongeführt.  
Und die uns quälten, forderten Fröhlichkeit:  
>Singt uns von Sions Gesängen!  
Wie aber sollten wir singen des Herren Lied  
in einem fremden Land?«

<sup>17</sup> Vgl. H. J. SCHULZ, *Konversion zur Welt*, Hamburg 1964.

der Minderheit, arm oder reich sind. Die Minorität, die Armut kann sogar der einzige Weg sein, auf dem Gott konkret seinem Volk noch einmal »eine Hoffnung und Zukunft« aufbaut.

#### IV. Die Chancen des Exils

Was ist denn das Neue, das Positive, das Israel im Exil dadurch entdeckt hat, daß es sich ›in Gottes Namen‹ auf den Boden der Tatsachen stellte? Wie hat Israel überlebt? Welche Türen hat Gott ihm im Dunkel der Exilszeit aufgetan?

Erstens hat Israel im Exil neu zu hören gelernt. Der schwere Schock der Exportation, der Verlust jeder Orientierung bei den Verschleppten, das Rätseln um Schuld und Ursache des Exils bringt die Menschen dazu, die Prophetenworte zu sammeln, die dies alles deuten; man beginnt neu nach dem Willen Gottes zu fragen. So kommt es im Exil zur Sammlung und Kodifizierung der Bücher, die wir heute als die Schriften des Alten Testaments bezeichnen, und zur Schaffung einer neuen Gottesdienstform, die weder Tempel noch Priester, noch Stiere braucht, um Gott zu begegnen, sondern nur Gottes Wort: Es kommt zum Wortgottesdienst der Synagoge, der ja dann auch in die junge Christengemeinde übernommen wurde.

Zweitens macht Israel im Exil die Erfahrung: Gott ist anders, als wir ihn uns vorgestellt haben. Gott ist größer, als wir ihn uns dachten – so groß, daß er sich auch gegen sein eigenes Volk wenden und es zerschlagen kann: »Ich verderbe dich, Israel! Wer könnte dir helfen?«<sup>18</sup> Gott ist fähig, sich von seinem Volk abzuwenden, sich ihm zu »verbergen«<sup>19</sup>, bis es unter dem Spott seiner aufgeklärten Umwelt zusammenbricht: »Sie verhöhnen mich alle Tage und fragen: Wo ist dein Gott?« (Ps 41 u. a.). Aber aus der schrecklichen Erfahrung der Abwesenheit Gottes heraus – auch das Buch Job ist ja ein Exilbuch<sup>20</sup> – kommt es dann zu einem neuen »Durchbruch in der Erkenntnis Gottes« (Os 10,12): »Wenn ihr nicht ruft, so will ich euch antworten; wenn ihr zu mir betet, will ich auf euch hören. Wenn ihr mich sucht, so sollt ihr mich finden; wenn ihr nach mir fragt von ganzem Herzen, so

<sup>18</sup> Os 13,9; vgl. auch 5, 12–14: »Ich aber bin wie ein Geschwür für Ephraim und wie eine Eiterbeule für Juda. Ephraim sah seine Krankheit und Juda sein Geschwür; da ging Ephraim nach Assyrien und schickte Gesandte zum Großkönig – der aber kann euch nicht heilen, und das Geschwür wird nicht von euch weichen. Denn ich bin wie ein Löwe gegen Ephraim, wie eine junge Bestie gegen das Haus Juda: ich, ich zerreiße und gehe davon; ich schleppe hinweg und niemand rettet.«

<sup>19</sup> »Ich gehe weg, zurück an meinen Ort, bis sie sich entsetzen und mein Angesicht suchen; wenn sie in Not sind, werden sie wieder nach mir fragen« (Os 5, 15).

<sup>20</sup> Vgl. Job 12,1–12.14–25; 13, 1–5.22–26; 39,33f; 42,5 und die Interpretation der Gottesfrage Jobs bei M. BUBER, *Werke* Bd. III: *Schriften zur Bibel*, München 1964, 435–444.

werde ich mich von euch finden lassen« – auch im fremden Land (Jer 29, 12f).

So kommt es – drittens – zu einem neuen missionarischen Bewußtsein: »Preiset ihn, Israels Söhne, im Angesicht der Heiden; denn er hat uns unter sie zerstreut«, heißt es paradox im *Canticum* des Tobias, »verkündigt dort seine Größe, erhebt ihn vor allen, die leben. Bedenkt es wohl, was er an euch tut, und verherrlicht ihn mit vollem Mund ... Ich singe im Land meines Elends sein Lob« (Tob 13, 1–10). Es dämmert das »Prinzip der Stellvertretung«<sup>21</sup>, der auch von uns erst wiederentdeckte Missionsstil einer stillen, unverdrossenen Präsenz der Glaubenden unter den Ungläubigen<sup>22</sup>. Es gibt in der Tat gesellschaftliche Verhältnisse, in denen Blockpolitik tödlich ist, weil eine ›Institution Gottes‹, die als geschlossener Block auftritt, zwangsläufig als Interessenverband angesehen und entsprechend in Schach gehalten wird. Es gibt also Zeiten, in denen man sich im Volk Gottes auf Partisanentätigkeit umstellen muß, weil nur die Minorität beweglich genug bleibt<sup>23</sup> und nur der Machtlose noch Kredit besitzt<sup>24</sup>.

Schließlich dämmert – viertens – die Vision von einem neuen Jerusalem, und das ist nach Tritojesaias kein Bollwerk mehr, sondern eine offene Stadt. Ein Jerusalem, »dessen Tore offenstehen bei Tag und bei Nacht«, in das die Völker ihre Schätze einbringen<sup>25</sup>. Es ist ein Jerusalem das auch für die Heiden Platz hat, weil man im Volke Gottes zu glauben beginnt, Gott könne auch ohne Vernichtung seiner Feinde zum Sieg kommen. In unserer Generation hat Johannes xxiii. die Welt aufhorchen lassen, als er erklärte, er habe keine Feinde. Mit ihm hat in den Augen der Weltöffentlichkeit Petrus wieder das Schwert in die Scheide gesteckt (Mt 26, 52); seine Ausbrüche aus dem Terrain des Vatikanstaates als dem Überrest mittelalterlicher Kirchensouveränität wurden nicht nur als Geste der Solidarität mit den Menschen der Gegenwart, sondern als zukunftssträchtiger Grenzüberschritt verstanden. Es kann nicht Zufall sein, daß er nach Ausweis seiner Tagebücher gerade in der Zeit seines ›Exils‹ als Apostolischer Delegat im Nahen Osten zu

<sup>21</sup> Vgl. J. RATZINGER, Art. *Stellvertretung*, in: *HthG* II, hrsg. von HEINRICH FRIES, München 1963, 566–575; ders., *Die neuen Heiden und die Kirche*, in: *Hochland* 51 (1958) 1–11.

<sup>22</sup> Der Begründer dieses neuen Missionsstils der ›Prä-evangelisation‹ ist Charles de Foucauld (1858–1916) mit seinem *missionsstrategischen* Stichwort vom ›letzten Platz‹. Vgl. R. VOILLAUME, *Mitten in der Welt*, Freiburg <sup>3</sup>1957.

<sup>23</sup> E. KÄSEMANN, *Theologen und Laien*, in: *Exegetische Versuche und Besinnungen* II, Göttingen 1967, 290–302. 292.

<sup>24</sup> Für die Gegenwart vgl. auch J. RIES, *Verkündigung und Situation*, in: *Dienst am Wort* 2 (1967) 222–226; ferner O. SCHREUDER, *Gestaltwandel der Kirche*, Olten 1967, u. a.

<sup>25</sup> Vgl. Is 60, die Epistel des Epiphanietages.

dem Papst des Friedens und der Versöhnung, zu dem Propheten der einen Kirche und der einen Menschheit geworden ist.

Eine neue Hellhörigkeit für Gottes Wort, eine schmerzliche heilsame Korrektur des Gottesbildes, ein neues missionarisches Bewußtsein und eine geläuterte Auffassung von den Dimensionen des Reiches Gottes – das sind die großen Entdeckungen, die die Kirche macht, seit sie versucht ihre Situation als Volk Gottes unterwegs in die Zerstreuung, als Volk Gottes in Ohnmacht innerhalb einer pluralistischen Gesellschaft anzunehmen.

Gerade als Kirche auf dem Weg ins Exil erkennt sie dann auch, daß Jerusalem nicht schlechthin hinter ihr liegt, sondern eigentlich immer noch vor ihr, weil das Exil nicht die letzte Station ist, sondern der Durchgang – allerdings der einzige Durchlaß – zu der Stadt, die nicht mehr von Menschenhand erbaut wird, sondern, wie die Apokalypse sagt, »von Gott her aus den Himmeln herabkommt« (Apk 21,2).

»Ego cogito cogitationes pacis, et non afflictionis: invocabitis me et ego exaudiam vos: et reducam captivitatem vestram de cunctis locis.«<sup>26</sup>

## Josef Bommer Ende des Kirchenbaues?

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Fragen des Kirchenbaues unter bestimmte *Kriterien* gestellt werden müssen, und daß es nicht zuletzt die Theologie und die Seelsorge sein werden, die dem Künstler und Architekten solche Kriterien zu liefern haben. Wer eine Kirche baut, dient damit der Seelsorge. Seelsorge aber ist nur möglich auf dem Boden der Theologie. Eine sich wandelnde Theologie kann nicht ohne entscheidenden Einfluß sein auf die Seelsorge, neue Theologie und Seelsorge aber werden sich notwendigerweise auswirken auf die Fragen des Kirchenbaues. In den verschiedenen Baustilen der Vergangenheit, in Romanik, Gotik und Barock, spiegelt sich eine ganze geistige Welt, spiegelt sich vorab die Theologie und Seelsorge einer bestimmten Zeit, finden vor allem die Fragen der *Liturgie*, des Gottesdienstes ihren Niederschlag und ihre ganz bestimmte Ausprägung. Mit dem Wandel der Liturgie wandelt sich auch der Kirchenraum. In der sich wandelnden Liturgie aber spricht sich eine bestimmte Theologie aus, spricht sich vor allem ein ganz bestimmtes *Selbstverständ-*